

Ausgabe 1/2022

wir



Bitte hinten
anstellen

Liebe Leserinnen und Leser,

für die einen ist es Müll, für die anderen ein Kunstwerk.

Ein obdachloser Mensch hatte sich für einige Zeit vor dem Forum in Leverkusen mit einem Zelt häuslich eingerichtet. Er wolle ein Zeichen setzen, sagt er. Gespräche und Hilfsangebote lehnte er ab. Klar, dann wäre er ja weg und sein Statement gegen die Not der wohnungslosen Menschen auch.

Doch genau an diesem Zeichen hatte sich jemand gestört, mit der Folge, dass seine Behausung im Frühjahr ordnungsrechtlich geräumt wurde.

Ein Zustand, der nachdenklich macht. Hier prallen zwei Welten aufeinander. Wer hat nun mehr Recht? Diejenigen, die ein sauberes Leverkusen wollen und sich an Menschen am Rande der Gesellschaft stören, oder diejenigen, die kein

Zuhause haben, denen wenig Chancen auf dem Wohnungsmarkt gegeben werden, die sich permanent hinten anstellen müssen und die nun genau auf diese Missstände friedlich aufmerksam machen möchten?

Eine Frage, auf die jeder für sich selbst eine Antwort finden muss. ◀

GUNDULA UFLACKER

Impressum

Redaktion:

Fritzi Frank, Gundula Uflacker,
Hieronymus Messing,
V.i.S.d.P.: Wolfgang Klein

Caritasverband Leverkusen e.V.
Bergische Landstraße 80
51375 Leverkusen
Telefon 0214 85542-500
Fax 0214 85542-550
info@caritas-leverkusen.de
www.caritas-leverkusen.de

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit haben wir uns entschieden, in den Texten überwiegend die männliche Schreibform zu verwenden. Wo es möglich ist, bemühen wir uns um geschlechterneutrale Begriffe.

Gestaltung:

The Vision Company Werbeagentur GmbH

Druck:

Medienhaus Garcia GmbH,
Leverkusen

Bildnachweis:

Titel: Michael Bauerdiek
S. 3: Barbara Bechtloff
S. 4: Michael Bauerdiek (links),
Barbara Bechtloff (rechts)
S. 5: Barbara Bechtloff
S. 6: Gundula Uflacker
S. 7: Gundula Uflacker
S. 8: Gundula Uflacker
S. 9: Myria Stricker
S. 10: Thorsten Woelki
S. 11: Gundula Uflacker



Eine akzeptierende Grundhaltung und maßgeschneiderte Hilfen sind wichtige Leitlinien der Wohnungslosenhilfe der Caritas.

Wir begegnen den Menschen auf Augenhöhe

Im Gespräch mit Stefanie Strieder ...

... die seit 16 Jahren den Fachdienst für soziale und berufliche Integration der Caritas in Leverkusen leitet. Die Sozialpädagogin ist gemeinsam mit einem Team von 62 Kolleginnen und Kollegen verantwortlich für Angebote für Menschen, die durch schwierige Lebenslagen, zum Beispiel Arbeitslosigkeit, psychische Erkrankung, Sucht oder Schulden in Not geraten sind.

Frau Strieder, können Sie uns einen kurzen Einblick in die verschiedenen Bereiche Ihres Fachdienstes geben?

Ganz grob gesagt haben wir hier bei uns im Fachdienst vier Säulen. Da wären zum einen die niedrigschwelligen An-

gebote der klassischen Wohnungslosenhilfe. Darunter verstehen wir existenzsichernde Einrichtungen, wie Tagestreff und Notschlafstelle, in denen die Menschen die Möglichkeit haben, sich aufzuhalten und zum Beispiel Wäsche zu waschen, eine Mahlzeit zuzubereiten, zu duschen oder zu schlafen. Hier geht es uns erstmal darum, sie aufzufangen und ihnen einen Schutzraum zu bieten.

Ein weiterer wichtiger Baustein sind unsere beratenden und aufsuchenden Hilfen, wie die Fachberatungsstelle und Wohnraumvermittlung für alleinstehende wohnungslose Menschen und wohnungslose Familien. Die Mobile Beratung, also der Mokka Bus, ist eben-

falls seit vielen Jahren ein wichtiger Teil unseres Fachdienstes.

Dann haben wir noch weiterführende Hilfen, wie das Betreute Wohnen in Wohngruppen, im eigenen Wohnraum oder im Orientierungshaus Atrium. Hier unterstützen wir dabei, eine eigene Wohnung anzumieten und diesen Wohnraum auch zu behalten. Wir helfen zum Beispiel beim Umgang mit Ämtern und Behörden, aber auch dabei, soziale Kontakte und Beziehungen zu gestalten und allgemein im Leben zurechtzukommen.

Unsere Beschäftigungsförderung ist die vierte Säule. Hier gibt es tagesstruktu-

rierende Angebote für langzeitarbeitslose Menschen und die Möglichkeit, einer sinnvollen Beschäftigung nachzugehen. Zum Beispiel in der Kleiderkammer, der Möbelbörse, der Suppenküche oder im Garten.

Was ist ihr Grundansatz, Ihr Ziel für die Arbeit, was möchten Sie für die Menschen erreichen?

Nicht jedes Hilfeangebot passt für jeden Menschen. Unser größtes Ziel ist, für die Menschen eine Verbesserung ihrer Lebenssituation zu erreichen oder zumindest zu bewirken, dass sie sich nicht verschlechtert. Ganz oben steht immer, die Würde des Menschen zu wahren und Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Also nicht zu versorgen, sondern zu unterstützen. Dazu gehört auch zu akzeptieren, dass wir nicht jedem Menschen helfen können. Wir können immer nur Angebote machen, und die Menschen entscheiden selbst, ob sie diese annehmen möchten oder nicht.

Was sind derzeit besondere Herausforderungen?

Unsere Einrichtungen platzen aus allen Nähten. Wir haben einfach zu wenig Kapazitäten und das bei steigendem Bedarf. Ich denke, dies liegt zum Teil an der angespannten Lage am Wohnungsmarkt. Die Menschen sind immer länger wohnungslos, und damit verfestigt sich ihre Situation.

Eine weitere Herausforderung ist, dass immer mehr schwer psychisch kranke Menschen zu uns kommen, die teilweise eine medikamentöse Behandlung ablehnen. Wenn sie dann in einer akuten psychotischen Phase sind, sind sie für uns kaum erreichbar, und es kann zu unberechenbaren Situationen kommen. Der Anteil an psychisch kranken Menschen war zwar schon immer hoch, aber wir beobachten, dass es zunehmend Klienten gibt, die sich in der Drehtür: Klinik-Wohnungslosenhilfe-Verweigerung der Medikation-Klinik befinden. Das ist eine Riesenaufgabe für uns, und auch für die Menschen selbst ist das sehr herausfordernd. Hier ist ganz klar eine Lücke im System – es fehlt ein passendes Angebot. Wir erleben im Tagestreff und der Notschlafstelle außerdem Menschen, deren Persönlichkeit sich durch jahrelangen Konsum von Alkohol oder anderen Substanzen verändert hat und die Schwierigkeiten haben, sich einem System unterzuordnen. Oder die, die auf Pflege angewiesen sind. Oder die, die einfach nur ihre Ruhe haben wollen. Das ist dann ein Spagat, damit man auf engstem Raum allen gerecht werden kann. Da stoßen wir auch schon mal an Grenzen.

Und wie gehen Sie damit um?

Wir haben uns insgesamt personell nochmal neu aufgestellt, in Abstimmung mit der Stadt einige neue Stellen

geschaffen und so auch wieder mehr die Möglichkeit, die individuellen Bedarfe zu sehen und entsprechend begleiten zu können. Damit erhoffen wir uns unter anderem eine bessere Vermittlung in weiterführende Hilfen. Dazu zählt auch, bestenfalls eine Krankheitseinsicht zu erzielen und die entsprechende medikamentöse Versorgung sicherzustellen.

Was motiviert Sie jeden Tag aufs Neue, diese Arbeit zu machen? Was sind Ihre persönlichen Highlights im Berufsalltag?

Ich freue mich jedes Mal aufs Neue zu erleben, dass, wenn Situationen auch noch so verfahren sind, wir im Team immer wieder neue Perspektiven finden, unsere Regeln und Angebote nochmal auf den Prüfstand stellen und andere kreative Lösungen entdecken. Wir haben da wirklich ein tolles Kollegium und ergänzen und motivieren uns sehr gut gegenseitig. Uns ist es wichtig, dabei sehr nah bei den Leuten zu sein und immer wieder mit ihnen ins Gespräch zu gehen. Wenn alle an einem Strang ziehen und das zum Wohle der Menschen passiert, dann ist das einfach ein gutes Gefühl.

Highlight ist für mich ganz klar auch der persönliche Kontakt mit den Menschen, die zu uns kommen. Da sind wirklich starke Persönlichkeiten dabei, die mitunter überraschende Entwick-



lungen nehmen. In unserem vor einem Jahr eröffneten Orientierungshaus Atorium zum Beispiel. Da bieten wir wohnungslosen Menschen eine begleitete Phase der Neuorientierung an und unterstützen sie dabei, ihrem Leben eine andere Richtung zu geben. Allein in diesem einen Jahr konnten sich schon einige Menschen so stabilisieren, dass sie wieder einen Job bekommen haben, dadurch eigenen Wohnraum anmieten konnten und jetzt wieder selbstbestimmt ihr Leben meistern. Das ist doch großartig!

Und noch ein kleiner Blick in die Zukunft: Was sind nächste Projekte, die Sie angehen werden?

Wir würden gerne mehr vorbeugend arbeiten und eine Präventionsstelle eröffnen, wo wir frühzeitig mit Haushalten Kontakt aufnehmen, bei denen ein Wohnungsverlust droht. Hier geht es dann darum, sie dabei zu unterstützen, ihr Mietverhältnis abzusichern, zum Beispiel durch Vermittlung bei Konflikten zwischen Mieter und Vermieter oder beim Umgang mit Behörden.

Dafür hat die Stadt Projektmittel des Landes Nordrhein-Westfalen beantragt, und wir sind sehr zuversichtlich, dass wir bald damit starten können.

Wenn Sie für Ihre Arbeit drei Wünsche frei hätten, wie würden die lauten?

Also, das, was ich schon bei den Herausforderungen genannt habe, deren Lösung wären auch gleichzeitig meine Wünsche:

Es wäre fantastisch, wenn wir endlich mit einem adäquaten Angebot für psychisch kranke wohnungslose Menschen starten könnten. Das Konzept haben wir schon lange in der Schublade, aber immer, wenn es gerade kurz vor der Umsetzung war, kamen andere Krisen dazwischen, für die die vorgeesehenen Gebäude gebraucht wurden. Erst der Syrienkrieg mit einer gewaltigen Flüchtlingswelle, dann Corona und nun die neue Flüchtlingswelle aus der Ukraine. Mein größter Wunsch wäre, dass die wohnungslosen Menschen bei all der anderen Not, die ja auch ganz akut da ist und wo schnell gehandelt werden muss, nicht aus dem Blick geraten und sie trotz der vielen Vorurteile weiterhin Fürsprecher und eine Lobby haben.

Und dann wäre da noch der Bedarf an pflegerischen Einrichtungen für unsere Zielgruppe. Viele sind durch das Leben auf der Straße, durch jahrelangen Konsum von Alkohol oder anderer Substanzen früh gealtert und gesundheitlich angeschlagen. Jetzt gerade zum Beispiel haben wir einen schwerkranken Mann hier bei uns im Tagestreff, den wir aufgrund seiner gesundheitlichen Situation nicht richtig versorgen

können. Es kommt zwar regelmäßig ein ambulanter Pflegedienst, aber wir sind hier schon rein räumlich nicht darauf ausgerichtet. Für ihn stünde eigentlich eine palliative Versorgung an, das können wir hier aber nicht leisten. Gleichzeitig ist unsere Klientel in den üblichen Senioren- und Pflegeheimen nicht gern gesehen und passt tatsächlich auch nicht richtig da rein. Wenn wir auch hier ein passendes Angebot hätten, würde mich das sehr froh machen.

Und mein dritter Wunsch wäre wieder ein größeres Angebot an Wohnungen. Ich weiß, mit diesem Wunsch stehe ich nicht alleine da. Aber wir stellen immer mehr fest, dass es keinen bezahlbaren Wohnraum gerade für unsere Klientel gibt. Sie steht bei freien Wohnungen in der Regel am Ende der Schlange und hat wenig Chancen auf einen Mietvertrag. Es wäre schön, wenn die Kooperation der Wohnungsbaugesellschaften mit unserer Wohnraumvermittlung wieder etwas belebter sein könnte. Als wir mit der Wohnraumvermittlung vor neun Jahren gestartet haben, konnten wir noch 80 Wohnungen pro Jahr vermitteln. Inzwischen geht das gen null. Und der Teufelskreis: keine Wohnung, kein Job verfestigt sich immer mehr. ◀

DIE FRAGEN STELLTE
GUNDULA UFLACKER

Im Tagestreff zur Ruhe kommen, Wertsachen sicher deponieren oder Hilfe beim selbständigen Wohnen. Das differenzierte Konzept der Wohnungslosenhilfe ist darauf ausgerichtet, zu jeder Zeit und in jeder Lebenslage bedarfsgerechte Angebote machen zu können.



Der Mokka Bus

Vom mobilen Kontaktcafé der Wohnungslosenhilfe zur niedrigschwelligen Beratungsstelle für alle Leverkusener Bürgerinnen und Bürger



Ohne Termin eine Auskunft bekommen, Hilfe beim Ausfüllen eines Formulars, einfach eine Anlaufstelle bei Fragen, ohne lange Wartezeit. Für viele Leverkusenerinnen und Leverkusener ist der rote Bus der mobilen Beratungsstelle der Caritas nicht mehr wegzudenken. Seit Beginn der Pandemie ist die Bedeutung dieses niedrigschwelligen Angebots für viele Bürgerinnen und Bürger noch gestiegen. Die persönliche Erreichbarkeit von Behörden war durch Lockdown und die Kontaktbeschränkungen nicht gegeben und ist nach wie vor eingeschränkt. Auch andere Stellen, etwa die Rentenberatung, waren für Besucher lange Zeit geschlossen.

Umso wichtiger war und ist es für die Ratsuchenden, die Möglichkeit zu haben, kurzfristig Informationen und Unterstützung bekommen zu können, ohne auf einen Termin zu warten. „In der offenen Sprechstunde können viele Fragen schnell geklärt werden“, berichtet Sarah Lenkeit, die mit Giovanni Usai im Mokka Bus berät, „bei längeren Beratungsanliegen können wir den Ratsuchenden einen Termin in unserem Büro in Wiesdorf anbieten.“

In aktuell vier Stadtteilen steht der rote Bus der Caritas jede Woche. Aufgrund von Corona findet die Beratung im Winter allerdings nicht im Bus statt. Um den notwendigen Luftaustausch zu gewährleisten, müssten die Fenster und Türen im Bus offenbleiben. „Es wäre einfach zu kalt. Das kann auch die beste Standheizung nicht leisten.“ Daher bieten Lenkeit und Usai ihre Beratung in kooperierenden Einrichtungen in den Stadtteilen an.

Der rote Bus ist immer dabei

Der rote Bus ist trotzdem immer mit dabei. Denn er ist das Erkennungszeichen des Angebots, er fällt auf. Oftmals haben Passanten sie schon darauf angesprochen: „Was macht ihr hier?“ Dieser niedrigschwellige Zugang macht den Mokka Bus so besonders. Er bietet einen Zugang zum Hilfesystem, der eben nicht fest in einem Haus verortet ist.

Usai berichtet, dass die Idee des Mokka Busses ursprünglich gewesen sei, aufsuchende Beratung speziell für wohnungslose Menschen anzubieten. Nach und nach habe sich aber der hohe Bedarf nach allgemeiner Sozialberatung für

Menschen aus allen Teilen der Gesellschaft gezeigt. Es kommen viele Menschen mit Migrationserfahrung, aber auch Rentnerinnen und Rentner und alleinerziehende Elternteile. Jede und jeder ist mit seiner Frage willkommen. Lenkeit und Usai wissen Rat. Und wenn sie doch mal nicht weiterwissen, können sie auf das große Netzwerk zurückgreifen, das sie sich in den vergangenen Jahren aufgebaut haben. Sie kennen die richtigen Ansprechpersonen und Einrichtungen und vermitteln die Ratsuchenden kompetent weiter.

Jede und jeder ist willkommen

Ihr Fazit aus der Arbeit? Sie erleben jeden Tag, wie wichtig es ist, dass Ratsuchende ohne große Hürden Hilfe bekommen. Das wünschen sie sich auch bei Behörden und anderen Anlaufstellen. „Es wäre toll, wenn Corona einfach weg wäre“, sagt Lenkeit. Wenn Einschränkungen wegfallen, steigt die Selbständigkeit und Menschen sind auf weniger Hilfe angewiesen. Und können eigenständig ihr Leben führen. ◀

FRITZI FRANK

Würde

Die Vorstellungen von obdachlosen Menschen sind oft klischeehaft: schmutzige Kleidung, ein Schlafsack, eine alte, schon ziemlich zerflederte Plastiktüte. Obdachlose verkörpern das archetypische Bild der Armut. Betroffene haben nicht nur kein Dach mehr über dem Kopf, sie leiden auch an Hunger, medizinischer Unterversorgung, Kälte. Und das sieht man ihnen an, den oft verwahrlosten und meist kranken Männern und wenigen Frauen, die ihre Habseligkeiten in Tüten durch die Gegend schleppen, die auf dem Bürgersteig sitzen oder auch einfach vor uns auf dem Boden liegen. Diese Anblicke irritieren, erregen Mitleid – aber auch Angst und Abwehr. Selbst wer genau hinschaut, sieht nur einen Teil der Betroffenen: diejenigen, die ihr Leid nicht mehr verstecken können. Der Rest bleibt im Verborgenen.

Wir gehen am Ende eines Tages nach Hause, in eine behagliche, saubere Wohnung. Wo ein weiches Sofa auf müde Knochen wartet. Wo im Kühlschrank meistens was zu essen steht. Wo eine warme Dusche auch den größten Dreck abwäscht. Fast alle Menschen haben dieses Bedürfnis – nach Hause zu kommen. Geborgenheit zu finden. Einen Ort zu haben, an dem sie sicher sind. Auch Peter, der Mann an der Straßenecke mit dem zerfurchten Gesicht und dem grauen Bart, der früher mal Lehrer war und immer noch stets ein Buch in seiner Tasche hat ... Oder Heinrich, der vor dem Supermarkt, der eigentlich aus Österreich stammt, und dem man das immer noch anhört, obwohl er schon so lange nicht mehr dort war, immer auf Achse, immer auf der Walz. Manchmal träumt er noch von Kaiserschmarrn und Topfenknödeln ... Oder Markus, der aus dem Hauseingang, dem ständig kalt ist, auch wenn die Sonne scheint, und dem manchmal die Tränen runterlaufen. Einfach so, da kann er nix machen, sagt er ...

All diese Menschen haben eine Geschichte. Und fast immer ist das auch eine Geschichte von Sehnsucht nach Geborgenheit und Sicherheit. Schaut doch mal hin. Hört doch mal zu. Denn manchmal ist das schon der Anfang. ◀

HIERONYMUS MESSING

Kirche muss sich bewegen

Caritas-Vorstand unterzeichnet Frankfurter Erklärung: Für eine synodale Kirche



Die Debatte um Macht, Priestertum, Sexualmoral und die Rolle der Frau in der Kirche hat Einzug gehalten in den Synodalen Weg der katholischen Kirche. So, wie sie sich heute zeigt, wird die Kirche verkümmern – das ist allen bewusst. Die unsäglichen Verbrechen des sexuellen Missbrauchs, aber auch die unglaublichen Versuche der Vertuschung und das scheinheilige Gebaren um Aufklärung haben dazu geführt, dass sich viele Christen von der Kirche abwenden. Viele, die schon vorher kaum noch mit Kirche zu tun hatten. Viele aber auch, die sich bisher mit großem Engagement eingebracht haben, deren Leben geprägt war vom Glauben und vom christlichen Miteinander. Enttäuscht gehen sie nun von Bord. Der aktuelle Zustand der Kirche schmerzt ungemain.

Machtmissbrauch nur schwer zu ertragen

Wir als Wohlfahrtsverband, als Caritas, stehen an der Seite der Betroffenen, die so sehr in ihrem Vertrauen verletzt worden sind und verletzt werden. Nur schwer können wir ertragen, dass gerade Priester und andere kirchliche Mitarbeitende ihre Macht missbrauchen und ihnen anvertrauten Menschen derartiges Leid zufügen.

Dies muss für uns Anlass sein, uns mit den Ursachen des systemischen Versagens auseinanderzusetzen. Diesen Gedanken greift die sogenannte Frankfurter Erklärung auf. Dort heißt es: „Wir wissen um die Schuld, die unsere Kirche auf sich geladen hat – vor allem im sexuellen und geistlichen Missbrauch ihrer Macht.“ Wir müssen zurück von der allumfänglichen Macht der Geweihten, der Bischöfe. „Das geistliche Regiment (die Bischöfe) besteht allein in dem Befehl und der Macht, das Evangelium zu predigen, Sünde zu vergeben und das Sakrament zu reichen“, so schreibt es Philipp Melancthon in seinem Augsburger Bekenntnis um 1535. Einem Bekenntnis, das dazu führen sollte, die Gemeinsamkeiten zwischen den christlichen Religionen zu erkennen und zu bewahren.

Wir brauchen eine Kirche, die jedem – gleich welchen Geschlechts, welcher Herkunft, welcher sexuellen Orientierung – Raum und Heimat gibt. Wir brauchen eine Kirche, die sich an den Bedürfnissen der Menschen und an der allumfassenden Liebe Gottes orientiert und sich nicht klammert an Strukturen, die allein darauf ausgerichtet sind, Macht zu erhalten. Wir brauchen eine Kirche, die sich über ihren Glauben definiert:

den Glauben an den einen Gott, der die Menschen erschaffen hat in seiner großen Liebe und Barmherzigkeit. Der den Weg zeigt, aber nicht die Freiheit nimmt.

Lebendige Kirche um des Menschen willen

Nur durch Gewaltenteilung und Partizipation geben wir der Kirche eine Zukunft. Auch wenn viele meinen, hierzu sei es zu spät, so behalten wir das große Gottvertrauen.

Wir glauben an den Mensch gewordenen Gott. Glauben wir, dass dieser Gott zur Verkündigung der frohen Botschaft für sich Strukturen der Macht beansprucht?

Gemäß der Frankfurter Erklärung bedeutet das für uns: „Wir leben in einer Kirche, in der wir mit unseren Ämtern und Charismen gemeinsam beraten und entscheiden.“ Dies für eine lebendige Kirche um des Menschen Willen im Geiste Gottes. ◀

WOLFGANG KLEIN
Caritasdirektor

Den Wortlaut der Frankfurter Erklärung finden Sie auf der Rückseite dieses Heftes.





Yallah, Zukunft!

Ein Buchprojekt für Kinder und Jugendliche

„Ich freue mich total auf die Zukunft.“ Erwartungsvoll sieht Theaterpädagogin Nele Beckmann die Schülerinnen und Schüler einer 6. Klasse der Realschule am Stadtpark an. Diese überlegen kurz, hier und da wird gemurmelt, dann geht ein Teil nach rechts, ein anderer nach links. „Stimme zu“, steht auf der einen Seite des Raumes auf einem Zettel, „Stimme nicht zu“, auf der anderen. Auf den letzten Drücker entscheidet eine Schülerin sich noch um und läuft hinüber: „Stimme zu“.

Ich wünsche mir, dass wir nicht mehr so vorurteilen und zu keinem sagen, dass jemand hässlich ist. Ich wünsche mir, dass wir anfangen, mehr Liebe zu verteilen. Wir müssen auch anfangen, die Umwelt zu verändern.

ERINA, 12 Jahre

Während sich die einen darauf freuen, „endlich erwachsen zu sein“, „eine eigene Wohnung und eigenes Geld zu haben“, zweifeln die anderen daran, dass die Zukunft sorgenfrei wird. „Vielleicht werde ich ja obdachlos“, sagt ein Schüler. Ein anderer findet, es bringe „ja eh nichts, über die Zukunft nachzudenken“.

Auch bei der Aussage „Ich denke, dass sich die Gesellschaft ändern muss“ sind sich die 12-Jährigen nicht einig. Ein Schüler findet, dass doch „eigentlich alles ok“ laufe, wahrscheinlich würde es einfach „immer Menschen geben, die sich nicht an die Regeln halten“. Ein anderer wünscht sich, dass „die Menschen weniger Müll verteilen“ und „dass es keinen Rassismus mehr gibt“.

Den Jugendlichen eine Stimme geben

Dass sich die Sechstklässler überhaupt mit solchen Fragen beschäftigen, verdanken sie dem Projekt „Yallah, Zukunft“ der Kampagne vielfalt.viel.wert des Fachdienstes für Integration und Migration. „Yallah“ ist ein arabischer Ausdruck, den man mit „Auf geht’s!“ oder „Los geht’s“ übersetzen kann. Ziel des Projektes ist, zusammen mit Kindern und Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren Zukunft zu denken und dabei die gesellschaftliche Diversität als normal anzuerkennen. Für die Schülerinnen und Schüler mit den unterschiedlichsten Hintergründen eigentlich eine Selbstverständlichkeit, doch auch der Schulalltag ist nicht frei von Diskriminierung; umso wichtiger ist es, miteinander ins Gespräch zu kommen, wie eine friedvolle Zukunft aussehen kann.

Das Ergebnis wird bei „Yallah, Zukunft“ in einem Buchprojekt festgehalten und den Jugendlichen so in der Öffentlichkeit eine Stimme gegeben. Wie wollen wir leben? Welche Werte sind uns wichtig? Was kann jede/jeder Einzelne tun, um die Gesellschaft mitzugestalten? In Kreativwerkstätten gehen sie diesen Fragen nach, probieren sich in Theater, Rap oder Poetry Slam aus. Die Texte, die in den Workshops entstehen, werden in einem sogenannten „Bullet Journal“ zusammengetragen, einer Art Tagebuch, das die Leserin oder den Leser mit Fragen oder Aufgaben und Raum für Notizen einlädt, selbst über die Inhalte nachzudenken.

Illustratorin Myria Stricker begleitet das Projekt und sorgt dafür, dass das „Bullet Journal“ am Ende kunstvoll gestaltet ist. „Ich finde es toll, was die Jugendlichen alles an Texten erarbeitet haben und freue mich, ihren Stimmen Gestalt zu geben“, sagt sie. Das Projekt läuft noch bis zum Sommer 2022. Danach erhalten dann alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer das „Bullet Journal“, in dem auch die eigenen Texte wiederzufinden sind. ◀

MALIN SCHUMACHER

Ich wünsche mir, dass sich alle Menschen ändern, also dass sie nicht rassistisch sind und nichts gegen andere Religionen und eine andere Herkunft haben. Dass sie halt freundlich sind.

MARIJA, 11 Jahre

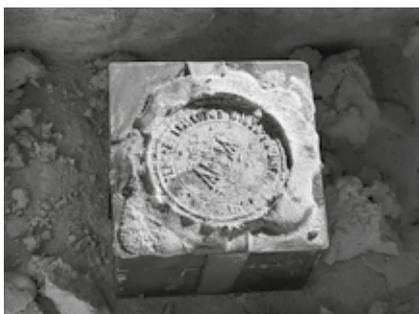
Ein neues Kapitel wird aufgeschlagen

Von der Kirche zur Wohneinrichtung



Der 9. Juli 1961 war ein grauer, regnerischer Sonntag. In der festlich geschmückten St. Thomas Morus Kirche versammelten sich viele Gläubige und Gäste. Vor der Kirche wehten gelb-weiße und schwarz-weiße Fähnchen im kühlen Wind. Nachmittags reiste Weihbischof Joseph Ferche aus Köln an, um den ersten Gottesdienst in der neubauten Kirche zu zelebrieren und Kirche und Altar in einem feierlichen Ritus zu weihen.

Nur etwa zwei Jahre zuvor versammelte sich an dieser Stelle schon einmal eine festliche Gemeinde. Es war der 12. April 1959, ebenfalls ein regnerischer Sonntag, als Pfarrer Paul Orschall und der bekannte Kölner Kirchenarchitekt Erwin Schiffer den ersten Spatenstich



Versiegelter Reliquienbehälter im aufgebrochenen Altar

für den Neubau der St. Thomas Morus Kirche setzte, die schnell zum zentralen Mittelpunkt der neuen Pfarrei wurde. Am Tag der Weihe verfolgte die Gemeinde andächtig, wie die Reliquien der Kölner Heiligen Gereon und Ursula in die Mensa des Altares eingelassen wurden und die Altarplatte durch einen Steinmetz verschlossen wurde. Ein alter Brauch, der sich aus dem Urchristentum im alten Rom entwickelte.

Profanierung

61 Jahre später, am 2. Februar 2022, einem wiederum regnerischen und grauen Mittwochnachmittag, waren keine festliche Gemeinde versammelt, sondern nur Vertreter der Pfarrei St. Andreas, des Caritasverbandes und ein Architekt. Die St. Thomas Morus Kirche war auch nicht festlich geschmückt. Denn seit im Januar 2016 tragende Teile der Dachkonstruktion durchgebrochen waren, halten Stützgerüste das Dach, und Absperrbänder leiten sichere Wege durch die Kirche. Seitdem haben hier keine Gottesdienste mehr stattgefunden. Alle wichtigen liturgischen Gegenstände sind in andere Kirchen überführt, und die St. Thomas

Morus Kirche durch Erzbischof Kardinal Woelki Mitte Februar 2021 per Dekret endgültig profaniert worden.

Im Schein von Taschenlampen waren jetzt noch die Reliquien aus dem Altar zu bergen. Mit Hammer und Meißel wurde das Sepulchrum in der Altarmensa geöffnet und das Bleikästchen mit den Reliquien gehoben.

Neues Leben

Nach über sechs Jahrzehnten wird in der Geschichte der St. Thomas Morus Kirche ein neues Kapitel aufgeschlagen. Nachdem rund ein halbes Jahrhundert lang die Kirche Zentrum der Gemeinde war, in der Gottesdienste gefeiert, Augenblicke der Freude bei Taufen und Trauungen erlebt, aber auch Schmerz bei Beerdigungen mitgetragen wurde, wird nun umgebaut, damit neues Leben in das Gebäude einziehen kann. Der entstehende Wohnraum soll ehemals wohnungslosen Menschen Heimat geben.

So war die St. Thomas Morus Kirche immer ein Haus für Menschen und wird es auch in der Zukunft bleiben. ◀

HIERONYMUS MESSING

Neustart nach der Flut

à la carte Mahlzeitendienst in frisch renovierten Räumen

Die Nacht vom 14. auf den 15. Juli hat alles verändert. Diesem Satz können in Leverkusen viele zustimmen, so auch die Mitarbeitenden des à la carte Mahlzeitendienstes. In dieser Nacht versank die gesamte Infrastruktur der Abteilung des Caritasverbandes Leverkusen in den Fluten. Sechs Autos schwammen davon, das Kühlhaus und die Öfen gingen in den Wassermassen unter.

Bemerkenswerterweise konnten mit vereinten Kräften schnell Übergangslösungen gefunden und dank des engagierten Einsatzes aller Mitarbeitenden bereits zwei Tage nach dem verheerenden Unglück wieder 120 Kunden mit einer warmen Mahlzeit beliefert werden.

Nach neun Monaten des Improvisierens ist der à la carte Mahlzeitendienst nun endlich in seinen neuen Räumen

im Clara-Fey-Haus in der Bergischen Landstraße 86 eingezogen.

Im Souterrain wurden ein neues Kühlhaus mit mehr Lagerkapazitäten und neue Öfen zum Erwärmen der Mahlzeiten montiert.

Davon profitieren auch die Kunden. So steht ab sofort wieder das vollständige Angebot zur Auswahl. Seit Mitte April können wieder Kuchen und Rohkostsalate und ab Mai frische Salate bestellt werden. Durch die zurückgewonnene Eigenregie ist auch wieder eine größere Flexibilität möglich. Das heißt zum Beispiel, dass bis 8.30 Uhr am Auslieferungstag das bestellte Essen kostenfrei storniert oder zusätzliches Essen bestellt werden kann.

Das Besondere von à la Carte ist, dass nicht nur das Essen ausgeliefert, sondern auch nach dem Rechten geschaut

wird. „Das unterscheidet uns von einem Pizzaservice, denn uns ist es sehr wichtig, uns auch zu vergewissern, dass es unseren Kunden gut geht“, so Angela Rabe, Leiterin des Mahlzeitendienstes im Caritasverband Leverkusen. Wenn auffalle, dass es dem Empfänger nicht gut geht, werde entweder akut Hilfe organisiert oder es werden die Angehörigen verständigt, berichtet sie. Die Erfahrung zeige, dass Angehörige diese Sicherheit ganz besonders schätzen, denn sie können sich darauf verlassen, dass täglich jemand vorbeischaue. ◀

HIERONYMUS MESSING



Gute Stimmung
trotz widriger Umstände

Wohnpark Alt Schlebusch nach der Flut saniert

Erdgeschoss wieder bezugsfrei

Im Herzen von Schlebusch betreibt die Caritas Leverkusen den von der Flut Mitte Juli vergangenen Jahres stark betroffenen Wohnpark Alt Schlebusch mit 44 barrierefreien Mietwohnungen.

Einige Monate nach dem Hochwasser sind die Schäden entlang der Dhünn immer noch allgegenwärtig. Im Wohnpark Alt-Schlebusch liefen in kurzer

Zeit Kellerräume, Tiefgarage und das Erdgeschoss voll. Wasser, Schlamm und Schmutz zerstörten das Gebäude, technische Anlagen und Einrichtungsgegenstände. Der Schaden beläuft sich hier auf rund 1,4 Millionen Euro.

„Es hat sich total unwirklich angefühlt: Unsere Wohnanlage war brusthoch mit Wasser vollgelaufen, das Erdgeschoss

völlig zerstört“, erinnert sich der kaufmännische Vorstand Carsten Wellbrock. Die meisten Mieter konnten nach einigen Wochen wieder in ihre eigenen vier Wände zurückkehren. Bis auf diejenigen der 16 Erdgeschosswohnungen. Für sie waren individuelle provisorische Übergangslösungen gefunden worden. Nach neun Monaten intensiver Arbeit können nun auch sie endlich wieder einziehen. Die Sanierungsarbeiten werden in den nächsten Tagen beendet sein. Im Außenbereich sind die Landschaftsgärtner noch zugange – es wird.

„Es blüht wieder Leben im Erdgeschoss des Wohnparks Alt Schlebusch auf“, sagt Carsten Wellbrock. „Wir freuen uns sehr, die Mieterinnen und Mieter, auch im Erdgeschoss, endlich wieder begrüßen zu dürfen.“ ◀

GUNDULA UFLACKER

Frankfurter Erklärung: Für eine synodale Kirche

Als Mitglieder der katholischen Kirche erkennen wir den Synodalen Weg in Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus als einen Kairos: als einen Moment der Entscheidung für unsere Kirche, vor die uns Gott stellt.

Wir wissen um die Schuld, die unsere Kirche auf sich geladen hat – vor allem im sexuellen und geistlichen Missbrauch ihrer Macht.

Wir nehmen den Geist synodaler Beratungen und Entscheidungen als eine Inspiration wahr, neue Wege zu finden, um den Menschen unserer Zeit den Gott des Lebens nahe zu bringen.

Deshalb verpflichten wir uns, an den Orten, an die uns Gott stellt, entschieden für eine Kirche einzutreten, die Synodalität lebt.

Das bedeutet für uns:

Wir durchbrechen alle Formen eines Missbrauchs von Macht in der Kirche und treten für durchgreifende Aufarbeitung und Gerechtigkeit für die von Missbrauch Betroffenen ein.

Wir setzen uns für Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche ein und verwirklichen sie konsequent.

Wir widersetzen uns jeder Diskriminierung in der Kirche und geben allen Menschen in ihrer Vielfalt und Einzigartigkeit Raum.

Wir leben eine Kirche, in der wir mit unseren Ämtern und Charismen gemeinsam beraten und entscheiden.

Wir verabschieden nicht nur Dokumente, sondern setzen sie in konkretes Handeln um: in unseren Bistümern und Gemeinden, in Schulen und caritativen Einrichtungen – an allen Orten kirchlichen Lebens.

Wir lassen uns an dieser Selbstverpflichtung messen.

Wir bleiben einander im Gebet verbunden und ziehen daraus die Kraft, dem Geist Gottes zu folgen, der lebendig macht.